

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 233.

Donnerstag, 5. Oktober.

1916.

Die Lierbachs-Mädels.

(10. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Mit mißvergnügtem Gesicht saß Grete vor ihrer Staffelei. Die Niedergeschlagenheit, die sie meist nach einem Fest empfand, hatte sich wieder stark eingestellt. Einmal glaubte sie freilich, daß es nur die Leere ihrer Tage sei, die sie diesem Elendgefühl ausliefere, daß eine ernste Beschäftigung es zu bannen vermöchte. Aber heute kam nun so manches zusammen, um ihr die Freude am Beruf zu verderben. Vor allem: da stand die Kiste, die sie von der Jury der Ausstellung zurückbekommen hatte. Zwei „Krebsel“! Und doch hatten die Kollegen gerade diese Bilder gelobt, und auch der Vater war nicht dagegen gewesen, daß sie sie einschickte. Die unerwartete Niederlage schmerzte wie ein Schlag, der erst wieder verwirren mußte. Lüders machte einen bösen Kopf, weil sie ihm bei dem Fest wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Kreuzer erzählte von einer neuen entzückenden, jungen Dame, mit der er sich verloben wollte; Steinach ließ sich nicht mehr sehen und Trudel jammerte, daß ihr Waldemar nun durch die Nachfeiern der Landsknechte recht in die Bummellei hineingeraten sei und nichts arbeite.

Immer dasselbe! Das ewig Gleiche! Sie hatte es so satt, nur zuzuhören, nur teilzunehmen an den Plänen und Sorgen der anderen. Sie wollte selbst leben! Fort wollte sie. Heraus aus allem.

Erst hatte sie gar keine Lust gehabt, der feierlichen Eröffnung der Kunstausstellung im Glaspalast beizuwohnen. Aber da heute die Arbeit sie auch nicht lockte, zog sie sich doch so schön wie möglich an, um den Vater zu begleiten.

Als nach ein paar Ansprachen an den königlichen Prinzen, der die Ausstellung eröffnete, der Festakt vorüber war und nun die geladenen Gäste sich durch die Säle bewegen durften, erfaßte Grete vor dieser Fülle von Bildern erst recht ein jämmerliches Gefühl des Verzagens, eine trostlose Niedergeschlagenheit. Wie viel Arbeit, wie viel Können, wie viel Talent war in diesen Räumen aufgestapelt; wie viele Hoffnungen und Erwartungen knüpften sich an solches Ausstellungsbild, mit welcher Spannung wurde die Entscheidung der Jury erwartet und wie gleichgültig, wie kritisch gingen nun die Menschen vorüber. Und die Mehrheit auch dieser Ausgewählten kam doch wieder als „Krebs“ zurück und konnte im Atelier im Winkel stehen oder wieder abgefrakt werden, wenn nicht ein Kunsthändler sich erbarmte.

Ihr eigenes Ringen erschien ihr so aussichtslos diesem Massenaufgebot gegenüber. Sollte sie ihr ganzes Leben lang nur immer warten auf den Erfolg, der vielleicht niemals kam, nur immer malen und malen, noch mehr Bilder auf den Markt werfen, der ohnehin schon überflutet war?

„Warum ein so finsternes Gesicht, gnädiges Fräulein?“ fragte Eschhofen, der im schwarzen Anzug, mit dem Zylinder in der Hand, auf sie zukam. „Ihr Herr Papa geht an der Seite des Prinzen durch die Säle!“

berichtete er voll Anerkennung und schien kaum zu begreifen, daß sie trübselig vor sich hinsah, während ihrem Vater solche Ehrung widerfuhr.

Jedenfalls machte ihm diese Auszeichnung des Professors großen Eindruck und er schlug einen noch höflicheren und ergebeneren Ton gegen die Tochter an als sonst.

„Eine Bitte, mein verehrtes Fräulein! Geben Sie mir einen guten Rat. Ich hätte gar nicht übel Lust, ein paar Bilder zu kaufen; auch von weniger bekannten Künstlern, die dann auch bescheidenere Preise fordern. Unter den Leuten, denen ich die Villen einrichte, sind noch sehr viele, die für Bilder wenig anlegen wollen.“

„Ja, nicht wahr?“ lachte sie. „Kostbare Teppiche, schwere Renaissancemöbel, aber dann Farbendrucke oder eine Lithographie an der Wand mit viel weißem Papier!“

„Na ja; man fängt bei uns am Rhein doch an, sehr viel für die Wohnungen auszugeben“, meinte er und erzählte mit leisem Prahlern von den vielen Bauten, die er für reiche Leute zu machen habe, von seinen immer lebhafteren Aufträgen.

„Ein ganzes Zeichenbureau arbeitet für mich. Eben ist mein Kompagnon in Rußland, wo er verschiedene Bauten zu leiten hat; von da muß er nach Amerika; aber das Geschäftliche, das ruht natürlich ganz auf meinen Schultern, denn er ist wohl ein ganz geschickter Architekt, aber sonst ein unbedeutender Mensch“, renommierte Eschhofen mit deutlich erkennbarer Absicht, seine glänzenden Verhältnisse zu schildern.

Grete war es eine freudige Sensation, einmal mit einem Mann durch die Ausstellung zu gehen, der Bilder kaufte. Bisher hatte sie immer nur unter Leuten gelebt, die malten und brennend gern einen Abnehmer gehabt hätten. Und Eschhofen schien wirklich auf ihr Urteil was zu geben. Er notierte sich die Nummern der Bilder, die sie ihm empfahl. Natürlich führte sie ihn vor die Landschaften ihrer Bekannten, vor allem vor Lüders' „Sommermorgen“, den sie ihm lebhaft anpries.

„Ist diese Stimmung nicht fein getroffen! Man meint ordentlich die Frische zu atmen! Der zarte Duft! Wie diese Berge gemacht sind!“

„Der Maler kann sich für Ihr Lob bedanken. Er ist wohl einer Ihrer Verehrer?“ fragte Eschhofen ein wenig gereizt.

„Ein guter Freund“, sagte sie, „der als Stillsitzer der Natur wohl verdiente, daß die Kunst ihm gnädig wäre.“

„Sie meinen den kleinen verwachsenen Maler, den ich bei Ihnen traf?“ sagte er mit wieder aufbelebtem Gesicht. „Ein junger Mensch, der wohl keine hohen Preise machen wird?“ fügte er als guter Geschäftsmann hinzu.

„Das können Sie im Sekretariat hören, Herr Eschhofen. Ich will Ihnen nur zeigen, was mir gefällt.“

Er merkte wohl, daß er das Rechte gefunden, um sich in ihre Gunst zu setzen, daß der Gedanke, als Kunstverständige betrachtet zu werden, und ihre Freunde beschützen, vielleicht durch einen Ankauf beglücken zu dürfen, sie elektrifizierte.

Sie sah so vergnügt aus, daß er plötzlich mit ganz zärtlichem Ton sagte: „Solch ein selbstloses, gutes Wesen sind Sie! Warum haben Sie mir noch keines Ihrer Bilder gezeigt? Ich fürchte nur, mit dieser edlen Großmut kommen Sie nicht gut durch die Welt, mein liebes Fräulein. Immer denken Sie nur an die anderen! Glauben Sie doch nicht, daß nur ein einziger dieser Herren Maler sich selbst in den Schatten stellte, wie Sie es tun! Wahrhaftig, Sie müßten schon jemand an der Seite haben, der Ihre Interessen besser zu wahren wüßte, als Sie selbst es tun!“

Sie ward dunkelrot, denn nach der ganzen Art, wie er zu ihr sprach, wie er sie anblickte, lag ja in diesen Worten schon eine Werbung; aber kein jähes Erschrecken packte sie mehr oder sie lautete nicht mehr auf das warnende Widerstreben ihres Herzens.

War es nicht merkwürdig, daß er genau das sagte, was sie in den letzten Tagen selbst so oft gedacht hatte? Lag darin nicht doch ein feines Verständnis für ihr Wesen?

Ach, schon sah sie Eschhofen nicht mehr mit völliger Unbefangenheit; sah ihn in dem günstigen Licht, in dem einwerbender, verliebter, bewundernder Mann vor einer Frau steht. Die süßeste Schmeichelei, das Bewußtsein: Du hast Macht über ihn, triebte ihren Blick. Sie war ihm dankbar, daß er ihr Selbstvertrauen hob, daß er ihr das freundliche Gefühl ihrer Jugend und Schönheit gab.

Im Sturm setzte er seinen Angriff fort, nachdem er einmal an ihrer sanfteren, weichen Stimmung merkte, daß er Terrain gewann. Er kam oft ins Atelier; er klagte über die Leere in seinem großen Hause, das keine Herrin mehr hatte; er betonte, daß er ein armer reicher Mann sei, ohne Frau, ohne Kinder, und zeigte ihr so leidenschaftlich sein Begehren, daß auch ihre Ruhe erschüttert wurde. Sie wollte ja geliebt werden.

Nierbach schaute seine Tochter mit großen verwunderten Augen an, als Emil Eschhofen bei ihm um ihre Hand anhielt, mit der lächelnden Zuversicht, daß der Vater wohl gegen ihn als Freier nichts einzuwenden haben würde. Gretes Antwort habe er schon.

„Ja, dann kann ich freilich auch nicht nein sagen!“ murmelte er und gab Eschhofen die Hand ohne besondere Freude.

Als er dann mit Grete allein war, schüttelte er traurig den Kopf.

„Du mußt wissen, was du tust! Aber der Trudel ihre Verlobung war ganz dumm und deine ist gar zu vernünftig. Ich versteh' das auch nicht.“

Die gute Frau Amalie zeigte freilich eine große Mißgunst; aber der Gedanke, was sie dem verwählten Herrn Bräutigam zu essen geben sollte, nahm sie bald ganz gefangen, und es war ihr schon himmelangst vor der gewiß recht „gespreizten“ Verwandtschaft, die zur Hochzeit kommen würde.

Vor dem Moment, da Lüders ihre Verlobung erfahren mußte, war es Grete bang. Er hatte wohl mit seinem eifersüchtigen Scharfblick schon seit dem Waldfest geahnt, was nun kommen würde. Stumm, mit bloßem Gesicht ging er herum und vermied jedes Zusammensein mit dem jungen Mädchen. Einmal aber, als sie sich doch allein im Atelier trafen, redete Grete selbst ihn an:

„Soll unsere gute alte Freundschaft ganz in die Brüche gehen, Lüders? Denken Sie an unsere schönen, gemeinsamen Erinnerungen, an unsere zusammen verlebte frohe Jugend und verbittern Sie mir nicht dieses liebe Andenken.“

„Wenn Ihnen noch an meiner Freundschaft liegt, Grete — ich bin der Alte! Ach, was hat denn über-

haupt an mir? Mein Leben ist nun mal verpaßt von Anfang an, und ob es heute gar wird oder morgen, das ist ganz gleich. Wenn Sie einmal lesen, daß ich sanft entschlafen sei, dann denken Sie halt: Er hat nicht mehr mittun mögen, und behalten Sie mich in guter Erinnerung!“ sagte er mit einer Resignation, die ihr tief zu Herzen ging. „Aber Sie! So ein Sonnenkind! Ich meine, ein wirkliches Glück, das hätte ich Ihnen gönnt, denn daß Sie mich nicht lieb haben können, das hab' ich ja immer gewußt. Aber wenn Sie nun allem untreu werden, der Heimat, der Kunst, sich selber — das tut weh! Das hat mich irre an Ihnen gemacht.“

„Seien Sie ehrlich, Lüders! Sie hätten gewollt, daß ich immer da bleibe im Atelier und eine alte Jungfer werden soll! Eine grauhaarige Malerin, um die sich dann kein Mensch mehr kümmert! Und doch ist's auch vielleicht für Sie besser, wenn ich Ihnen aus den Augen bin!“

Sie wollte ihn anlächeln, aber vor diesem hingebenden, leidvollen Blick, dem sie begegnete, erstarrte jeder Versuch, zu scherzen, und plötzlich kamen ihr heiße Tränen in die Augen, als sie ihm die Hand drückte. Seit Eschhofen abgereist war, frug sie sich manchmal mit einem plötzlichen Erschrecken: Wie kam das nur alles? Wie hatte ich den Mut, mich von diesem Leben losreißen zu wollen, in dem ich so fest Wurzel gefaßt habe?

Steinach war der einzige, der ihr ganz überschwenglich gratulierte:

„Daß Sie klug sind, habe ich ja gewußt, Fräulein Grete. Aber daß Sie auch noch solchen Dusek haben, sich einen reichen Mann zu fangen, das freut mich!“

Sie lachte ein wenig gezwungen. O, wie töricht sie noch vor ganz kurzer Zeit gewesen war. Aber nun hatte sie auch Schluß gemacht mit Jugendillusionen und unpraktischen Träumen. Nun sollten keine leidenschaftlichen Regungen und keine sehnüchlichen Wünsche mehr die Ruhe und Vernunft ihres Herzens stören!

Man meint das so mit fünfundsiebenzig Jahren! Die Nierbach-Schüler fanden, daß sie es Grete schuldig seien, einen recht lustigen Volterabend für sie zu veranstalten, und es war ein origineller Einfall, diese Feier etwas früher zu legen, ehe der Bräutigam noch da war, damit man gemütlich unter sich wäre.

So wurde denn wieder einmal das große Atelier geschmückt, der Professor half selbst mit, und man saß zum letzten Male in dem alten Kreis zusammen. Gröbner sang seine komischen Lieder und Schnadahüpfen zur Gitarre, jeder von den Malern hatte ein kleines Bildchen für die Liebe, junge Kollegin mitgebracht, das er ihr in launiger Weise überreichte. Grete fühlte mit einem Zittern und Brennen am Herzen, wie sie sie doch alle lieb hatten, und in aller Lustigkeit ergriff sie ein schweres Abschiedsweh.

Am einem schwülen Julitag war die Trauung, und das jungvermählte Paar reiste fort in die Schweiz.

Als der Zug in die Sommernacht fortgebraust war, nahm Nierbach, der seiner Tochter noch das Geleit gegeben hatte, den Arm seiner Frau in den seinen und sagte traurig: „Also jetzt sind mir zwei Alten halt wieder allein!“ Er mochte gar nicht eingestehen, wie hart es ihm wurde, Grete, die auch ihm ein lieber Kamerad gewesen war, hergeben zu müssen.

Aber Amalie meinte: „Ich habe ja die Entertainer für mich gibt's immer noch was zu tun!“ Ihrem Großmutterherzen standen die kleinen Kinder näher als die großen Töchter, die über sie hinausgewachsen waren.

(Fortsetzung folgt.)



Ob' du richtig nachgesehen,
Sollst du nicht zum Rabi gehen.
"Dieb" ist einer leicht genannt,
Doch was folgt, — ist allerhand.
Sans Gâsien.

Aus der Kriegszeit.

Wie man in einem französischen Ministerium arbeitet. „Samstagnachmittag“, so erzählt Louis Forest im „Matin“, „ruft jemand in einem unserer wichtigsten Ministerien an und verlangt, mit dem Minister zu sprechen. Natürlich handelt es sich um einen Mann von Rang, da er es wagt, in solcher Zeit den Minister in seiner sicherlich außerordentlich angestrengten Tätigkeit zu stören. „Hallo! Hallo! Ich möchte den Herrn Minister sprechen.“ Eine Stimme antwortet: „Der Herr Minister ist nicht da.“ „Dann verbinden Sie mich bitte, mit dem Chef des Kabinetts.“ „Der Chef des Kabinetts ist nicht da.“ „Dann rufen Sie, bitte, den Unterchef.“ „Der Unterchef ist nicht da.“ „Dann, bitte, seinen Stellvertreter.“ „Der Stellvertreter ist nicht da.“ „Dann, zum Donnerwetter, den Stellvertreter des Stellvertreters.“ „Der Stellvertreter des Stellvertreters ist auch nicht da.“ „Wird morgen jemand da sein?“ „Ich glaube nicht. Morgen ist Sonntag.“ „Wer sind Sie denn eigentlich?“ „Ich bin da, um zu sagen, daß niemand da ist.“ Es handelt sich, wie gesagt, um eines unserer wichtigsten Ministerien. Jeden Augenblick könnten unerwartete Nachrichten von höchster Bedeutung oder die dringendsten Anfragen eintreffen. Man muß zugeben, daß wir Franzosen den Krieg sehr kaltblütig führen. Trotzdem merkt man den Geist der vielgerühmten neuen Zeit. Denn wenn man früher anrief, meldete sich niemand, woraus man schloß, daß niemand da sei. Heute aber — und dies ist der große Fortschritt, den festzustellen ich nicht zu unterlassen wage — heute ist jemand da, um zu melden, daß niemand da ist. Dieser Unterschied beweist, daß, was immer man dagegen sagen möge, unsere Sitten sich tatsächlich im Kriege vorteilhaft geändert haben!“

Englands größter innerer Feind. In Erwartung des noch immer ausgebliebenen großen Sieges beschäftigt die englische Presse sich gegenwärtig mehrfach mit der Frage, was das mächtige England bisher gehindert habe, ansehnliche Erfolge zu erringen. Unter den zahlreichen Gründen, die hierfür angegeben werden, hebt der „Daily Chronicle“ besonders ein Laster hervor, das sich in den Kreisen der arbeitenden Bevölkerung immer mehr verbreitet hat, nämlich das Zunehmen der Trunksucht im britischen Reich. „Der Sieg“, so schreibt das Blatt, „kann, wie wir alle wissen, nur errungen werden, wenn auch daheim jedermann sein Äußerstes leistet. Doch wie verhält es sich hierin in Wirklichkeit? Wir sehen den Schatten ängstlicher Sorgen in Downing Street, und wir wagen nicht zu fragen, ob die Leute daheim wirklich all das leisten, was das Vaterland heute von ihnen verlangen kann und muß. Es ist nicht zu verhehlen, daß wir nicht so arbeiten wie wir sollten, und darum kann die Regierung die vorlandenen Kräfte noch immer nicht voll ausnützen. Millionen von Arbeitstagen wurden in diesem Kriege nutzlos in England vergeudet. Es sind die Tage, die uns durch das Laster der Trunksucht gestohlen wurden. Zahllose Leute haben durch ihre Alkoholfreudigkeit mindestens einen Tag in der Woche unausgenützt verstreichen lassen. Wenn wir die verlorene Zeit in ihrem ganzen Umfang ausrechnen wollten, so erhielten wir das Ergebnis, als ob das ganze britische Reich während 100 Tagen stillgestanden hätte. Dabei handelt es sich keineswegs immer um regelrechte Trunksucht, vielmehr um die Arbeitsmüdigkeit und Verminderung der Energie, die durch dauernden Alkoholgenuß auch in verhältnismäßig bescheidenem Maße herbeigeführt werden. Viele unserer Arbeiter geben die Hälfte ihres jezt gewiß außerordentlichen hohen Wochenlohnes für alkoholische Getränke aus; fast könnte man sagen, daß sie während der ersten Hälfte der Woche arbeiten, während der zweiten Hälfte trinken. Andere arbeiten zwar die ganze Woche hindurch, aber sie trinken standhaft in den Pausen, und ihre Leistungsfähigkeit wird durchschnittlich fühlbar herabgedrückt. In einer der wichtigsten Granatenwerkstätten Englands arbeiten 1 Prozent der Angestellten aus diesem Grunde nur 5 Tage in der Woche. Nehmen wir ein anderes Beispiel, nämlich eine Woche in einer Schiffswerft, wo 8000 Leute beschäftigt werden. Während drei Tagen waren 900 Arbeiter

abwesend, am Sonnabend 600, im übrigen verloren 1600 täglich den vierten Teil ihrer Arbeitszeit. Auf einer Unterseebootwerft, wo 135 Arbeiter zu Ausbesserungen beschäftigt waren, glänzten durchschnittlich 20 Mann täglich durch Abwesenheit. Dies genügt wohl, um zu zeigen, daß England nur zu siegen vermag, wenn es endlich den Alkoholverbrauch unterdrückt. Sonst müßte das Blut der Soldaten vergebens vergossen sein.“

Das italienische Staatsschwein. Ein Schwein ist unstreitbar eine sehr gute Sache. Das Staatschwein in den kleinen italienischen Republiken des Mittelalters war aber eine doppelt gute. Es hatte nämlich neben seiner natürlichen Nahrungsmittelaufgabe noch eine andere, die geradezu seinen Schweinenamen zu schanden machte. Das italienische Stadt- und Staatschwein versah nämlich in jener guten alten Zeit die Funktion des — Straßenreinigers. Ob dadurch die Straßen in Florenz, Siena, Bologna, blanker wurden als heutzutage, ist zweifelhaft. Ein einzelnes Schwein wohl konnte auch nicht mit der ganzen Schweinerei der italienischen Vicol, Piazzette und Corfi fertig werden. Gleichwohl: die Schweine bekamen von Amts wegen diese penible Arbeit zugewiesen. Im Jahre 1296 stellte der Bürgermeister von Siena eine ganze Schweinefamilie, Mama und vier Kinderchen, an. Ihren Lohn fanden sie reichlich auf der Straße. Noch großartiger ging es in Bologna zu, das ja wegen seiner Schlemmerei berühmt war und den Beinamen das „fette Bologna“ führte. Dort hatte die Bruderschaft vom heiligen Antonio das Privileg, hundert Schweine auf Straßen und Plätzen zu weiden. Jedes dieser Schweine mußte ein Glöckchen mit dem Bürgermeisterwappen am Hals tragen. Aber bei dem hohen Ansehen, das sie genossen, ließen sie sich diese kleine Unbequemlichkeit gern gefallen. Auch, abgesehen von dieser „hygienischen“ Organisation, hatte das wirtschaftliche Leben in Italien mancherlei Einrichtungen aufzuweisen, die sehr zugunsten der alten Zeit sprachen. Wenn man die heutigen Lebensmittelberichte des „Avanti“ mit den Aufzeichnungen aus alten Zeiten vergleicht (in dem jüngst erschienenen Monumentalwerk Chledowski über „Siena“ findet sich eine ganze Menge davon), so muß man sagen, daß das antike Italien auch darin größer war als das heutige. Die Regierung betrachtete es als ihre erste Sorge, „daß das Volk an allem Nötigen keinen Mangel leide und namentlich die Lebensmittel zu niedrigen Preisen erhalte“. Zu diesem Zweck wurden bei den Landwirten regelmäßig Viehzählungen vorgenommen, und denjenigen Ochsen, die zur Schlachtung bestimmt wurden, schnitt der Herr Kommissarius das rechte Ohr ab. Auch frisch und gut mußten die Waren sein: darum mußte „jeder Fleischer in seinem Laden neben dem zu verkaufenden Fleisch auch noch den Kopf des geschlachteten Tieres halten“, so daß jeder sich gleich von der Frische der Waren überzeugen konnte, und ebenso wurden die nicht verkauften Fische alltäglich des Abends von den Magistratsdienern weggeschüttet. Die Hauptforge der Regierung ging jedoch dahin, „der Stadt einen ausreichenden Mehlvorrat sicherzustellen“. Zu diesem Zweck kaufte der Stadt-Staat alljährlich zur Erntezeit große Getreidevorräte an, die er dann im Laufe des Jahres an die ärmeren Volkskreise verkaufte. Es war dies, wie Chledowski versicherte, ein ausgezeichnete Preisregulator. Man sieht: das antike Italien war nicht nur die Hochburg der Architekten, Bildhauer und Maler, sondern auch ein Land der Staatsmänner und Sozialpolitiker, an das das moderne Italien nicht heranreicht.

Ein Missionsbrief auf Deutsch-Ostafrika. Uns wird geschrieben: Nach einem aus Bukoba über die Schweiz hierher gelangten Missionsbrief, der erste seit langer Zeit, ist diese Station am 20. Juni 1916 geräumt worden. Die Übermacht, die unserer kleinen tapferen Schutztruppe gegenüberstand, war zu groß. Acht Tage später erschienen drei englische Schiffe, landeten Truppen und besetzten die Station. Die Engländer ließen die deutsche Bevölkerung, die allerdings fast ausschließlich aus Missionsleuten besteht, unbehelligt. Am 3. Juni ist auch Urundi vor den Belgiern von der Bevölkerung geräumt worden. Zur Beruhigung in der Heimat kann mitgeteilt werden, daß auch die Belgier sich keine Übergriffe gegen die Bevölkerung zuschulden kommen ließen. Verschiedene der Geflüchteten werden sich in belgischer Hand befinden. Die Kolonie hat noch nie wirklichen Mangel gelitten. Es ist noch alles da, was benötigt wird: Mehl, Zucker, sogar Petroleum und — genügend Geld. In Bukoba ist durch Granatfeuer viel Zerstörung angerichtet worden. (ab.)

